

„Wir wollen freie Menschen sein!“

Der 17. Juni 1953 – Fragen an ein historisches Datum

Von Hans-Georg Soldat

„Ist es so, dass morgen der 17. Juni ausbricht?“, fragte Erich Mielke, Minister für Staatsicherheit am 31. August 1989, als die Proteste in der DDR immer größere Ausmaße annahmen. Bis an das Ende ihrer staatlichen Macht war für die Bürokraten in Politbüro und ZK der SED der 17. Juni 1953 ein Trauma, dem sie nur Herr werden konnten, indem sie die revolutionären Ereignisse in Ost-Berlin und der DDR als vom Klassenfeind organisiert bezeichneten. „Faschistischer Putschversuch“, „Tag X“ – das war die Sprachregelung, an der sie bis zum Schluss festhielten. Ob sie selbst daran glaubten, ist unsicher. Gleichwohl gibt es Leute, die die Mär in der Öffentlichkeit eifrig weiter spinnen.

Uns Heutigen und vor allem der jüngeren Generation sind die Geschehnisse des 17. Juni leider ähnlich fern wie die Bauernkriege. Selbst die Weimarer Republik scheint uns näher. Natürlich hat das Gründe. Niemals war dieser Tag als gesamtdeutsch begriffen worden. Als am 17. Juni 1953, einem regnerischen Mittwoch, der „Militärkommandant des sowjetischen Sektors von Berlin“, Generalmajor Pawel Dibrowa, um 13 Uhr den Ausnahmezustand verhängte, als Tanks begannen mitten in die Zehntausende von Demonstranten hinein zu fahren – insgesamt waren allein in Ost-Berlin drei sowjetische Divisionen mit 600 Panzern im Einsatz –, als die ersten Schüsse fielen, als es Tote und Verwundete gab, fanden ein paar hundert Meter weiter in West-Berlin die Filmfestspiele statt. Curt Riess gibt in seiner vergessenen reißerischen Dokumentation von 1954, „Der 17. Juni“, eine berühmte RIAS-Reportage vom Potsdamer Platz wieder, in der schon damals diese Distanz helllichtig formuliert wurde: „An den Schutzgittern am Rande des Bürgersteiges stehen Menschen, die eine Revolution vom Parkett aus betrachten.“ Zwar war besonders in Berlin, mit seinem noch intakten

Zusammengehörigkeitsgefühl die Empörung beträchtlich, aufgebrachte West-Berliner unterstützten die Demonstranten, schleppten Verwundete in die Krankenhäuser der West-Bezirke, boten Unterschlupf und leisteten Fluchthilfe – aber dieser Furor mitfühlender Wut hielt nicht ewig, es ging einen schließlich nicht im gleichen Maße an wie die Probleme der hiesigen Seite. Auch die ständige Propaganda des Ostens mit ihrer gebetsmühlenartig wiederholten Behauptung, der 17. Juni sei vom Westen gesteuert gewesen, verfehlte nicht ihre Wirkung – ob vielleicht doch ein wahrer Kern darin steckte?

Und noch ein Drittes: Der Aufstand schien gescheitert, jedenfalls im herkömmlichen Sinn. Dass es in der DDR nun wieder einen Weihnachtsmann geben durfte, war kaum mehr als eine Arabeske. Im Gefolge des 17. Juni war eine fast unvorstellbare Terrorwelle über das Land gerollt, über 13 000 Menschen waren allein von den DDR-Organen verhaftet worden, unzählige weitere von den Sowjets, einige davon standrechtlich erschossen, andere wanderten zum Teil für lange Jahre ins Zuchthaus. Ebenfalls viele Tausend konnten im letzten Moment in den Westen fliehen. Sie vergrößerten das Heer derjenigen, die dem „Arbeiter- und Bauernstaat“ den Rücken kehrten – unvorstellbare dreieinhalb Millionen waren es bis 1989 – ein Aderlass, den die Region bis heute nicht verkraftet hat. An solche Ereignisse erinnert man sich ungerne. Im Westen rückte die DDR nach dem Mauerbau 1961 zunehmend an den Rand der Wahrnehmung, im Osten war das Thema ein Tabu, an das besser nicht gerührt wurde. Am Ende verschwand der 17. Juni auch dort aus dem Blick, zumal Authentisches nicht zu erfahren war. Außerdem hatte sich der Eindruck verfestigt, das DDR-Regime sei gestärkt aus diesem Aufstand hervorgegangen, ein völlig unerwünschtes Ergebnis – es war besser, es zu verdrängen.

Wir wissen heute, dass es ganz und gar nicht so war, ja, dass die Niederschlagung des Aufstandes den Keim für den späteren Kollaps legte. Endgültig war den Regierenden klar geworden, dass nur ständiges Misstrauen, dauernde offene und versteckte Repression – und die Unterstützung durch die sowjetische Regierung und ihre in der DDR stationierten Streitkräfte die Herrschaft der Partei sicherten. War nicht

der Aufstand genau in dem Moment losgebrochen, als die SED-Führung – am 9. Juni, mit der Verkündung des „Neuen Kurses“ – Fehler eingestand? Als geschulte Dialektiker hatten sie gelernt, dass jede substanzielle Lockerung die Gefahr einer Kettenreaktion beschwor, da die Bevölkerung solches Fehlereingeständnis einer verhassten, nun verunsicherten Regierung als Schwäche ansah, als Chance, sie gleich ganz hinwegzufegen. Bis in die Gorbatschow-Zeit hinein war dies ein sozusagen anerzogener Reflex, der auch die Feindseligkeit gegenüber der Politik von Glasnost und Perestroika erklärt.

Aber was war der 17. Juni eigentlich wirklich, was genau ging dort vor? Dank einer umfangreichen Forschungstätigkeit nach dem Ende der DDR kennen wir die äußeren Abläufe ziemlich genau. Gerade in der Vorbereitung des 50. Jahrestages ist eine Fülle neuer Publikationen erschienen, aus der besonders die Bücher von Hubertus Knabe („17. Juni 1953 – Ein deutscher Aufstand“; Propyläen Verlag), Volker Koop („Der 17. Juni 1953 – Legende und Wirklichkeit“, Siedler Verlag) und Ilko-Sascha Kowalczyk („17.6.1953: Volksaufstand in der DDR; Ursachen – Abläufe – Folgen“; mit einem klugen, persönlichen Vorwort von Marianne Birthler; Edition Temmen) herausragen. Ungemein materialreich ist auch die von Burghard Ciesla im Ch. Links Verlag edierte etwas speziellere Dokumentation „Freiheit wollen wir! Der 17. Juni in Brandenburg“. Einen sehr informativen Überblick gibt Thomas Flemmings schmaler Band „Kein Tag der deutschen Einheit“ (be.bra Verlag).

Tatsächlich ist die Bezeichnung „17. Juni 1953“ nicht mehr als ein Kürzel, Chiffre für eine Kette von Abläufen, die vor dem 17. Juni begannen, weit über den 17. Juni hinaus gingen und ihre Höhepunkte außerhalb Berlins hatten. Von Berlin aus schlug zwar der Funke über, von den Großdemonstrationen am 16. und am Vormittag des 17. Juni, dort wurden die Weichen gestellt, vor allem von den Bauarbeitern der Stalinallee, die gegen die staatlich verordneten Normerhöhungen revoltierten, aber weitere Schwerpunkte lagen in Halle, Magdeburg, Leipzig, Dresden, Jena – und auch in kleinen Gemeinden, ja sogar Dörfern. Ihre Proteste, Demonstrationen und Streikaktionen wurden erst in letzter Zeit systematischer erforscht, sie sind fast noch beeindruckender als

die in Berlin, gerade weil sie den Beteiligten dort ungleich mehr Mut abverlangten als in den Großstädten. Über 700 Orte insgesamt wurden vom Aufstand erfasst.

Natürlich kann es nicht Aufgabe dieses Überblicks sein, die ineinander verschränkten Geschehnisse vor, während und nach dem 17. Juni nochmals nachzuzeichnen. Volker Koop hat in seinem Band sogar anhand der Akten des Stasi und der Volkspolizei eine minutengenaue Chronologie für Ost-Berlin erstellt. Doch immer noch ergreifen einen die Bilder des legendären Marsches der 15 000 Hennigsdorfer Stahlarbeiter 27 Kilometer durch das damalige West-Berlin, einige barfuß oder in Holzpantinen, um an den Protesten in Ost-Berlin teilnehmen zu können. Die jahrelange und selbst heute noch nicht verstummte Debatte, ob es sich eher um einen Arbeiter- oder einen Volksaufstand gehandelt habe, mutet unterdessen etwas akademisch an – bei weit über einer Million Beteiligten aus allen Schichten der Bevölkerung ist diese Frage wohl entschieden. Hubertus Knabe benennt sogar die Punkte, an denen der Arbeiterprotest zum Volksaufstand wurde. Kein seriöser Forscher hält unterdessen die These auch nur für diskutabel, hier hätte es einen „faschistischen Putschversuch“ gegeben. Selbst die jetzt zugänglichen Quellen der Stasi, die sich alle Mühe gab, diese auf DDR-Ministerpräsident Otto Grotewohl zurückgehende Behauptung zu beweisen, zeigen den spontanen Charakter des Aufstands. Es existierten keine Verbindungen in den Westen. Und dass viele Demonstranten in diesen Tagen provokant das Deutschlandlied sangen, kann wohl ernsthaft kaum als Indiz für faschistische Umtriebe herangezogen werden.

Auch die Rolle des „Rundfunks im amerikanischen Sektor“, des RIAS, der in der Propaganda des Ostens bis zum Ende der DDR als Drahtzieher und Einpeitscher des 17. Juni diffamiert wurde, hat sich unterdessen geklärt. Unstrittig ist, dass er damals eher sogar besänftigte als aufhetzte. Das belegen die Sendeprotokolle und die übereinstimmenden Berichte aller Beteiligten. Freilich: Die damals völlig neue und für deutsche Ohren auch absolut ungewohnte Art hautnah, viel öfter live und ohne vorher aufgezeichnete Bandkonserven ein nahtloses Programm zu fahren – heute eine Selbstverständlichkeit in Krisenzeiten –

hatte eine unglaublich emotionalisierende, aufwühlende und mitreißende Wirkung. Es war eben etwas Anderes, zu hören, wie einem atemlosen Reporter am Potsdamer Platz die Kugeln um die Ohren pfeifen als davon in einem späteren Bericht zu erfahren. Man fühlte sich als Beteiligter. Ich habe es selbst als Oberschüler in der DDR miterlebt, kenne meine Reaktionen und die meiner Mitschüler, Bekannten und Freunde – sie reichten von Wut, Aggressivität, dem Bedürfnis da mitzumachen bis zu Tränen bitterster Enttäuschung. Die DDR-Machthaber hatten nichts, was sie dem entgegenstellen konnten. Hier gab es nichts Geschöntes, nichts Geglättetes, es war die krude Wirklichkeit, die zu hören war, mit allen Ungereimtheiten, Widersprüchen und auch Fehlern. Es waren Sternstunden des Rundfunks. In diesem Sinne stimmt in der Tat, was Egon Bahr, der damalige Chefredakteur des RIAS in seinen Erinnerungen schrieb: „Ohne den RIAS hätte es den Aufstand so nicht gegeben.“ Geradezu als Treppenwitz der Geschichte mutet es an, dass ausgerechnet am 16. Juni der berühmte Senator McCarthy gegen den amerikanischen RIAS-Direktor Gordon Ewing ein Verfahren wegen kommunistischer Umtriebe im RIAS eröffnen wollte.

Erstaunlich ist, dass trotz aller Forschungsarbeit der letzten Jahre immer noch Manches offen geblieben ist. Das betrifft weniger die Zahlen von Verhafteten und Toten (sie wird man wohl nie genau feststellen können), von Verletzten oder überhaupt insgesamt Beteiligten, sondern die ganz grundlegende Frage, wie es überhaupt zu einem solchen Aufstand kommen konnte. Selbstverständlich sind auch hier alle Details bekannt: die weltpolitische Konstellation, die wirtschaftliche Misere und ihre Ursachen, die Repressalien gegen ganze Schichten der Bevölkerung, die zunehmende Rechtsunsicherheit, in der es passieren konnte, dass jemand wegen ein paar gestohlener Schrauben für Jahre ins Zuchthaus wanderte, der Kampf gegen die Kirche, besonders gegen die Mitglieder der „Jungen Gemeinde“, die Zwangskollektivierung der Landwirtschaft, was alles eine immer stärker werdende Fluchtbewegung auslöste. Hier gibt es Statistiken, Beispiele, Darstellungen zuhauf. Und doch bleibt ein unaufgelöster Rest. Einzig Hubertus Knabe versucht darüber hinaus, die Mentalität der damaligen Zeit zu schildern.

Er tut es nur ansatzweise, weil sich kaum jemand in eine Epoche hineinversetzen kann, in der er nicht selbst gelebt hat.

Ja, wie konnte es zu einem Aufstand kommen, von dem von vornherein zu vermuten war, dass er von der Sowjetmacht unterdrückt werden würde? In der Literatur findet man dazu meist nur Floskeln: die Leidenschaft sei überschritten, die Wut zu groß gewesen. Tatsächlich war die Lage weit komplizierter.

Zwölf Jahre Nazizeit hatten Charaktere verbogen, ein mörderischer Krieg, der der Bevölkerung alles abverlangt hatte, lag noch nicht allzu lange zurück. Landschaften waren verloren gegangen oder zerstört, viele Menschen wurzellos, die Millionen Heimatvertrieben bei weitem nicht assimiliert, zum Teil gab es enorme Spannungen. Die Städte bestanden vielfach aus Ruinen, Familien existierten nur rudimentär. Auch die Bevölkerungsstruktur war völlig durcheinander geraten, städtische Gebiete wurden plötzlich von einer bäuerlich geprägten Bevölkerung bestimmt oder umgekehrt. Rückwärts gewandte und neue Ideologierungen prallten unvermittelt aufeinander. Immer noch musste oft das Lebensnotwendige „organisiert“ werden, es wurden Lebensmittelmarken getauscht und argwöhnisch die Rationen verglichen. Und nebenan, in der Bundesrepublik, entstand allmählich wieder eine Friedenswirtschaft, gab es das Wirtschaftswunder – die DDR dagegen wurde gnadenlos von der sowjetischen Besatzungsmacht ausgebeutet, ganze Fabriken waren demontiert worden, Eisenbahngleise herausgerissen und in die Sowjetunion transportiert. Nichts wies darauf hin, dass es jemals besser werden würde. Und als dann die SED (auf sowjetische Weisung) eingestand, dass es so wohl nicht weiter gehen könnte, dass sie Fehler gemacht habe, entlud sich mit dem Mut der Verzweiflung die ganze Wut gegen die, die ihnen jahrelang einreden wollten, dies sei der Weg in eine sozialistische Zukunft. Es war die Bitterkeit der Ausweglosigkeit, die hier ihren eruptiven Ausdruck fand.

Und noch ein Zweites. Ausgerechnet Hans Bentzien, ein früherer, vom SED-Politbüro geschasster DDR-Kulturminister, gleichwohl ein unverbesserlicher Betonkopf, stellt in seinem kürzlich erschienenem unsäglich simplen Buch „Was geschah am 17. Juni?“ (edition ost) die

Frage, welchen Einfluss der Machtkampf im Kreml nach Stalins Tod am 5. März 1953 auf den 17. Juni gehabt haben könnte. Er baut nun freilich eine eher primitive Verschwörungstheorie um den sowjetischen Geheimdienstchef und Stalin-Vertrauten Berija auf, der genau zu dieser Zeit verhaftet und im Dezember 1953 hingerichtet wurde, aber die Grundfrage ist wirklich interessant – welchen Anteil hatten welche Kräfte auf die Deutschlandpolitik dieser Tage? Wie verliefen die Auseinandersetzungen, gerade mit Berija? War in ihnen vielleicht Deutschland, die DDR, nur eine Bauernfigur?

Kürzlich fand in der Berliner Akademie der Künste zwischen Erich Loest, Rolf Schneider und dem früheren DEFA-Regisseur Kurt Maetzig eine Diskussion zum Thema statt. Als die Frage gestellt wurde, welche Lehre aus dem 17. Juni zu ziehen sei, war die Antwort eher verlegenes Schweigen. Begreiflich, denn kann man überhaupt aus Geschichte Lehren ziehen – außer so allgemeinen wie „wehret den Anfängen“? Im Falle des 17. Juni würde es wohl schon genügen, dieses Tages ein wenig wissender und verständiger zu gedenken.